

HEYNE <

# Jan Guillou

## DER SOHN

Roman



Bahnfahrten hatten mir schon immer Spaß gemacht, selbst die kurze Strecke von Saltsjöbaden nach Stockholm mit der Vorortbahn.

Die Reise nach Oslo nahm einen ganzen Tag in Anspruch und regte meine Fantasie an.

Während sich der Zug durch dichte Wälder schlängelte, brauchte ich nur das riesige Zauberschwert aus Tausend und einer Nacht auszustrecken, und die Bäume fielen, als striche eine Sense durchs Feld. Über offene Landschaften mit weidenden Kühen auf junigrünen Wiesen ließ ich die allermodernsten Flugzeuge, eine Staffel der J 29, genannt die fliegende Tonne, in niedriger Höhe und so nahe an unserem Abteifenster vorbeijagen, dass ich die Sauerstoffmasken der Piloten sehen konnte. Wenn der Zug Brücken überquerte, bekam er plötzlich Flügel, und in den Städten verwandelte er sich in eine Märklin-Eisenbahn, deren Geschwindigkeit von mir, einem Riesen im Himmel, mit einem Trafo mit rotem Regler bestimmt wurde. Mir war an keiner Stelle langweilig, und ich brauchte mich nicht wie die Erwachsenen mit einem Buch abzulenken.

In Oslo nahm das Abenteuer ein Ende, denn dort stiegen wir in einen anderen roten Zug mit verdunkelten Schlafwagenabteilen, die die helle Mittsommernacht ausschlossen. Mama und ich teilten uns ein Abteil. Als sie glaubte, dass ich schlief, schlich sie sich, vielleicht um zu rauchen, nach draußen.

Das gleichmäßige Rattern des Zuges sorgte für raschen Schlaf. Ich erwachte, weil mir kalt war und es durch einen Spalt in der schwarzen Gardine vor dem Fenster ins Abteil schneite. Ich kämpfte eine Weile mit dem Fenster, bis es mir gelang, es ganz zu schließen. Als ich wieder in die obere Koje kletterte, war Mama immer noch nicht zurück.

Jetzt konnte ich nicht mehr einschlafen. Ich bibberte und rieb mir die eiskalten Hände, während unerwünschte Fantasiebilder mich unaufhaltbar überrollten. Mama war von Räufern entführt worden, und als Großvater sich als Geisel anbot, wurde auch er gefangen genommen. Die Räuber, die dann auch noch meine Onkel schnappten, trugen Cowboyhüte und schwarze Halstücher vor dem Gesicht. Sie hatten im Speisewagen ihr Quartier bezogen, indem sie sämtliche Fahrgäste zwangen, nacheinander ihre Taschen auszuleeren und ihre Brieftaschen und goldenen Uhren abzugeben.

Als wir in den Hauptbahnhof von Bergen einfuhren, erwachte ich, als mir Mama die Wange tätschelte und mich spöttisch einen Siebenschläfer nannte. Ich schämte mich, eingeschlafen zu sein, während Großvater und sie in Gefahr schwebten und ehe ich mir ein glückliches Ende zusammenfantasieren konnte.

Erst auf der Fähre nach Osterøya hatte ich das Gefühl, in einem anderen Land zu

sein. An der Sprache lag es nicht, da ich mit dem Schwedischen und dem Norwegischen aufgewachsen war.

Aber der Fjord, die hohen Berge, deren Gipfel teilweise noch schneebedeckt waren, obwohl Mittsommer nahte, das funkelnde Sonnenlicht auf dem abwechselnd grünen und dunkelblauen Wasser, die weißen Häuser, die sich an die Hänge klammerten, die Wasserfälle, die vollkommen andersartigen Boote, all das war Ausland. Und das Meer roch ganz anders und viel stärker als in Sandhamn oder Saltsjöbaden.

Tante Johanne saß neben Mama und mir und erklärte uns, wie die verschiedenen Landungsbrücken hießen, was dort gelöscht und geladen wurde und dass es sich immer noch um dieselbe Fähre handelte, mit der sie als Kind und während des Krieges gefahren war, wenn sie ihre Großmutter besucht hatte.

Mama und Tante Johanne unterhielten sich auf Norwegisch, was mir im ersten Moment gar nicht auffiel, weil ich über andere Dinge nachgrübelte.

Als Mama und Tante Johanne über etwas reden wollten, was nicht für Kinderohren geeignet war, schickten sie mich zu Tante Rosas Familie aufs Achterdeck.

Gehorsam begab ich mich aufs Achterdeck, unsicher, worüber ich mich mit ihnen unterhalten sollte, obwohl Mama mir immer wieder eingeschärft hatte, wie wichtig die Fähigkeit geläufiger Konversation in feinen Kreisen war.

Als ich an den Tisch meiner Verwandten trat, stellte ich also weltmännisch fest, was für ein Glück wir mit dem Wetter hätten, da es hierzulande oft sehr regnerisch sei.

»Indeed«, erwiderte Peters Papa und stellte ein großes Fernglas vor sich auf den Tisch. »Atemberaubende Landscape. So viel zu sehen.«

Ich wurde eingeladen, Platz zu nehmen, und wir unterhielten uns eine Weile über das Wetter. Peter und sein Vater trugen Tweedjacken, Rollkragenpullover und Kniebundhosen. Tante Rosa hatte sich in einen langen, weiten Mantel, ebenfalls aus Tweed, gehüllt. Zum Abendessen würden sie sich natürlich umziehen.

Ich trug einen Lodenmantel. Großmutter Christa hatte mir den Unterschied zwischen Loden und Tweed erklärt und dass Letzteres eine zu meidende englische Erfindung war. Für die Jagd, auf See und bei Wind eigne sich Loden am besten. Aber in diesem Augenblick fand ich, dass Peter und Onkel Andrew sehr viel schicker aussahen als ich, jedenfalls wirkte Peter erwachsener als ich.

»Bist du auch Segler, junger Mann? Ihr da draußen in den Schären habt ja long traditions«, meinte Onkel Andrew in seinem seltsamen Englisch.

Ich kann mich nicht erinnern, was ich antwortete. Vermutlich, dass ich demnächst an einem Segelkurs der Königlichen Schwedischen Segelgesellschaft auf Lökholmen teilnehmen würde.

Am Kai von Tyssebotn wartete die gesamte norwegische Verwandtschaft, die an

ihrer schwarzen Kleidung zu erkennen war. Mindestens 25 Personen, die meisten davon Kinder, standen in einer Gruppe für sich. Niemand lächelte.

In einer langen Reihe gingen wir von Bord, Großvater Oscar an der Spitze, Peter und ich zuletzt.

Wir gaben den schwarz gekleideten Verwandten, darunter auch Onkel Sverre, einem nach dem anderen die Hand, die mit gesenktem Blick antworteten: »Gottes Segen. Willkommen in Tyssebotn.«

Wenn sie sich unbeobachtet glaubten, starrten sie uns mit großen Augen an. Einige Kinder zeigten sogar auf Mama, lachten und wurden eilig zurechtgewiesen.

Mama trug auf Reisen keine Kopfbedeckung, offenes Haar, Hosen, Pullover und Sonnenbrille. Ich fand das nicht weiter bemerkenswert, aber die norwegische Verwandtschaft war offensichtlich befremdet.

Nach der Begrüßung begaben wir uns in einer Prozession zum Hof Frøyenes, den ich sofort wiedererkannte. Das Langhaus ähnelte dem in Sandhamn, war aber viel größer, und der Dachfirst war mit geschnitzten Drachenköpfen verziert. Beide Häuser hatte mein Großonkel Lauritz gebaut.

Dann wurde getafelt. Lachs mit Sahnesauce, junge Kartoffeln und Gurkensalat.

Die Gäste waren im großen Haus einquartiert, in dem es wie in Sandhamn Schlafnischen mit Stockbetten gab.

Während des mehrere Stunden dauernden Essens, bei dem alle schwiegen, wurde nach dem Lachs getrocknetes Hammelfleisch, Hefezopf und Kaffee serviert. Der restliche Abend sollte in Stille und getrennt von der norwegischen Verwandtschaft verbracht werden. An Krebsangeln war offenbar nicht zu denken.

Jetzt kamen mir die Bücher zupass, die mir Mama während der Bahnfahrt aufgenötigt hatte. »Old Shatterhand« und »Der letzte Mohikaner« hatte Onkel Hans Olaf in seiner Kindheit auch gelesen.

Am nächsten Tag trugen acht mit hohen Zylindern und interessanten Westen gekleidete Männer, unter ihnen Großvater Oscar und Onkel Sverre, den Sarg meiner Urgroßmutter zum Kirchboot. Mama erklärte mir, dass eine Fischersfrau auf ihrer letzten Fahrt immer von ihren Söhnen gerudert werde.

Alle anderen Trauergäste saßen in Fuhrwerken, die von mit schwarzen Schleifen geschmückten Pferden gezogen wurden.

Wir sogenannten Schweden trugen an diesem Tag schwarze Anzüge mit weißen Krawatten, was offenbar von der norwegischen Verwandtschaft gebilligt wurde.

Onkel Andrew und Peter trugen Kilt, dazu schwarze Jacken, weiße Kniestrümpfe und schwarze, bis zu den Waden geschnürte Schuhe. Unter dem Bund ihres rechten Strumpfes steckte ein Messer.

Ihr Erscheinungsbild schien die norwegische Verwandtschaft noch mehr zu entsetzen als Mamas Reisekleidung.

Tante Rosa erklärte ihnen flüsternd, das sei in Schottland die zu Beerdigungen übliche und feierliche Kleidung. Anschließend wandte sie sich mit derselben Erklärung an die schwedische Verwandtschaft. Alle nickten verhalten, aber niemand lächelte.

Der Gottesdienst in der Kirche in Hosanger zog sich in die Länge. Es wurden viele Lieder gesungen, und die Predigt nahm kein Ende.

Peter und ich saßen in der hintersten Reihe, rutschten unruhig hin und her und flüsterten miteinander. Als Peter schließlich laut seufzte, drehte sich einer der älteren Norweger um und starrte uns streng an.

Zu guter Letzt trugen acht Männer, Großvater Oscar und Onkel Sverre an der Spitze, den Sarg zur Grabstelle.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes ließen sie ihn in die Grube hinab. Anschließend verbeugten sich alle vor dem Grab und vor Urgroßmutter Maren Kristine. Der Ablauf der Trauerfeier stimmte im Großen und Ganzen mit dem überein, was meine Klassenkameraden mir erzählt hatten.

Außer in einem Punkt. Niemand weinte. Tante Johanne war den Tränen nahe, nahm sich aber zusammen.

Hinterher versammelten sich alle zum Trauermahl an einer riesigen, endlos langen Tafel in Frøynes, an deren unterem Ende auch die Kinder Platz fanden. Es gab Hammelbraten und viel Bier. Wir Kinder tranken sogenanntes Würzbier, das an Dünnbier erinnerte, aber besser schmeckte.

Nach einer halben Ewigkeit durften alle Kinder die Tafel verlassen. Die norwegischen mussten direkt auf die Nachbarhöfe zurückkehren, da Spiele oder laute Unterhaltungen verboten waren. Wie Zwerge sahen sie aus, als sie sich in ihren schwarzen Trauerkleidern auf den Heimweg machten.

Cousin Peter und ich saßen eine Weile gelangweilt und mit viel zu vollen Bäuchen vor dem Haus. Peter berichtete, die schottische Zeremonie für seinen verstorbenen Großvater sei ähnlich verlaufen, allerdings mit lustigerer Musik. Anschließend waren sie in das Haus des Großvaters eingezogen, weil es seinem Vater als ältestem Sohn zugefallen war.

Wir kehrten in unserer Trauerkleidung nach Bergen zurück, um mit unserer Reisekleidung bei der norwegischen Verwandtschaft kein erneutes Missfallen zu erregen.

Onkel Andrew und Peter froren auf der Fähre an den Beinen und wurden skeptisch angestarrt. Wobei die Norweger noch nicht einmal wussten, dass unterm Kilt keine

Unterwäsche getragen wurde, wie ich nach einer Demonstration Peters erfahren hatte.

Vom Hafen in Bergen fuhren wir mit dem Taxi direkt zum Zentralhotel, um uns umzuziehen. Onkel Hans Olaf und Onkel Carl Lauritz fuhren mit dem Nachmittagszug nach Stockholm weiter, da sie in Eile waren. Onkel Sverre machte sich unterdessen auf den Weg in ein Kunstmuseum.

Die übrigen Erwachsenen wollten sofort wieder etwas essen, was kein Problem war, da die Fähre nach Aberdeen erst am Spätnachmittag ablegte.

Der Nachmittag gestaltete sich dann spannender als von Peter und mir erwartet. Mit einer Seilbahn fuhren wir auf einen Berg, wo ein Restaurant mit Aussicht auf die Stadt und den Fjord lag. Dank des guten Wetters konnten wir draußen sitzen. Vermutlich waren die Erwachsenen ebenso erleichtert wie Peter und ich, die schwarze Schwermut abschütteln zu dürfen. Man scherzte und erzählte von der Kindheit in Bergen und davon, wie einsilbig und zugleich redengewandt Urgroßmutter Maren Kristine gewesen war. Als Tante Johanne sie nachahmte, verstanden Peter und ich kein Wort.

Wir mussten unsere Portionen nicht aufessen und bekamen trotzdem Eis zum Nachtisch.

Danach begleiteten wir die Schotten zur Fähre nach Aberdeen. Spaßeshalber bezeichneten wir einander als Schotten und Schweden, weil uns die norwegische Verwandtschaft so genannt hatte.

Die Wetteraussichten seien gut, meinte der Steuermann an der Gangway und sagte eine ruhige Überfahrt voraus.

Als die Fähre ablegte, standen die Schotten auf dem Achterdeck und winkten mit weißen Taschentüchern. Vermutlich waren sie froh, die Feierlichkeiten hinter sich gebracht zu haben. Mir zumindest war es recht, dass unser Kreis stetig kleiner wurde und sich die Beerdigungsstimmung zusehends verflüchtigte wie Mottenkugelgeruch im Freien.

Im Schein der Spätsommersonne gingen wir am Hafen spazieren. Die bunten Holzhäuser erinnerten an leuchtende SignalfLAGgen und verstärkten das Gefühl, im Ausland zu sein.

Auf der Terrasse des Zentralhotels nahmen wir in der Dämmerung ein einfaches Abendessen zu uns, Dorsch mit zerlassener Butter und gehackten hart gekochten Eiern oder nach Geschmack knusprig gebratenen Speckwürfeln. Die Erwachsenen tranken Weißwein, und ich bestellte ein Würzbier, wogegen niemand etwas einzuwenden hatte.

Zu meinem Erstaunen unterhielten sich die Erwachsenen über das Erbe, sonst sprachen sie nie über Geldangelegenheiten, zumindest nicht beim Essen und keinesfalls im Beisein von Kindern. Aber das einzige Kind war ja ich, und die